hatte. Der Kaiser sagte zunächst kein Wort, beim Diner aber bemerkte er ganz plötzlich: „Wie achtungsvoll er mich gegrüßt hat!“ Am nächsten Tage war Nawakowitsch bedingungslos begnadigt.

— Die alte pommersche Gräfin K. — so erzählt man der „T. R.“ — hatte einen Affen, den sie zärtlich liebte. Als derselbe eines Tages erkrankte, ließ sie einen berühmten Professor aus Greifswalde holen, der heute in Berlin eine hervorragende Stellung einnimmt. Der Professor kam und wurde in das Gesellschaftszimmer geführt, wo ihm die Gräfin unter Thränen das häßliche kleine Thier zeigte, das auf einem zierlichen Kissen lag und offenbar große Schmerzen litt. Der berühmte Professor war natürlich ungehalten darüber, daß er gerufen war, um als Affendoktor zu wirken, entledigte sich aber gewissenhaft seiner Pflicht. Schweigend fühlte er den Puls des Affen, sah sich das Tier genau an und hatte bald die Krankheit erkannt. Darauf bemerkte er den Enkel der alten Dame, der sich in einer Ecke des Zimmers auf dem Teppich umherwälzte. Er nahte dem Kinde, untersuchte es ebenfalls, fühlte seinen Puls und sprach zur Gräfin zurückkehrend ernsthaft: „Gnädige Frau, Ihre beiden Söhne leiden an schlechter Verdauung. Wenn sie Thee trinken und ganz leichte Speisen genießen, werden sie bald wieder gesund sein.“ Darauf verbeugte er sich und verließ mit dem Gefühl befriedigter Rache die verdutzte Gräfin. Die Honorarrechnung, die er später einsandte, war so bedeutend, daß die geizige alte Dame beinahe wieder Thränen vergoß. Es kam zur Klage, aber die Gräfin mußte zahlen.

— Ein „Jack, der Wecker,“ ist in Berlin aufgetaucht. Der nichtsnutzige Patron alarmiert nun schon vier Wochen hindurch Nacht für Nacht die Berliner Feuerwehr, indem er an irgend einer Feuermeldestelle den Alarm-Apparat in Thätigkeit setzt. Trotz der schärfsten Aufmerksamkeit ist es bisher nicht gelungen, des Lümmels habhaft zu werden.

— In China hat das Evangelium nach langer harter Arbeit große Siege erfochten. Es gibt dort jetzt 34 555 eingeborene evangelische Christen, und unter ihnen 162 eingeborene ordinierte Prediger. Diese eingeborenen Christen haben im letzten Jahre ungefähr 180 000 Mk. zur Ausbreitung der Jesuslehre freiwillig beigetragen. Ein von Thu-Chow nach London zurückgekehrter Missionar, der seit 1876 dort gewirkt hat, berichtet, daß die Chinesen im Innern des Landes keine solche Abneigung gegen Fremde zeigen. Er selbst hat innerhalb 10 Jahren 1000 Chinesen getauft.

— Der in einer ungeahnten Weise zunehmende Aufschwung von Berlin, welches als Metropole des Deutschen Reiches ebensowohl den deutschen als internationalen Verkehr heranzieht, gab auch der bekannten Chokoladenfirma Gebr. Stollwerck in Köln Veranlassung, hier eine Zweigniederlassung zu errichten. Diese, Friedrichstraße 61, Ecke der Kronenstraße, zeichnet sich durch Eleganz und feinen gediegenen Geschmack aus. Die Einrichtung des großen längst der Kronenstraße 24 Meter langen Magazines, sowie der Komptoir- und Lagerräumlichkeiten hat neun Monate in Anspruch genommen; die künstlerische Oberleitung lag in den Händen des Architekten Bruno Schmitz, welcher bekanntlich einen der zwei ersten Preise für seinen Entwurf für das Kaiser Wilhelm-Denkmal erhalten hat. Die mit kostbaren Schnitzereien versehenen Eichenholzpanele und Schränke wurden von Berliner und rheinischen Meistern ausgeführt. Den farbenfreudigen Fassadenschmuck, der das Firmenschild umschließt, und die Decke voll reizender Farben- und Formmotive modellierte der Bildhauer Westphal, während die in Blumen und Früchtenkränzen effektvoll angebrachte elektrische Beleuchtung mit 180 Glühlichtern von der allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft nach den Angaben des genannten Architekten ausgeführt wurde. Berlin ist mit diesen Geschäftsräumen um eine anziehende Sehenswürdigkeit reicher geworden. Ueber die Güte und die reiche Mannigfaltigkeit, welche den Stollwerck'schen Chokoladen und Bonbons eigen ist, brauchen wir nicht zu berichten. Daß die Stollwerck'sche Fabrik, welche über 1200 Arbeiter beschäftigt und mit Dampfbetrieb von 650 Pferdekräften arbeitet, nicht nur die größte Deutschlands ist, sondern auch in ihrer vielseitigen Fabrikation wohl die größte der ganzen Welt, sei nebenbei erwähnt. Für den großartigen Umfang des Geschäftsbetriebes sprechen allein die für Rohmaterialien mit 420 109 Mk. im Jahre gezahlten Zölle und Steuern, und ein Hauptkomptoir, welches 74 Buchhalter und Schreibbeflissene und 4 Schreibmaschinen beschäftigt. Die Firma besitzt 12 eigene Patente für maschinelle Einrichtungen u. Fabrikationsverfahren. Ihre Fabrikate sind weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus im allgemeinen Gebrauch und an den meisten Fürstenhöfen eingeführt, was durch die Verleihung der Hoflieferantenpatente seitens der meisten regierenden Fürsten in Europa bethätigt wird.

— Wiederum ist die Zeit gekommen, in welcher der Ofen seine Pflicht antritt, und dürfte es daher angebracht sein, auf die Nachteile hinzuweisen, welche eine zu starke Zimmerheizung auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Eine bekannte Autorität auf hygienischem Gebiete, Professor Reklam-Leipzig, äußert sich hierüber wie folgt: Wer Zimmerwärme über 15 Grad erhöht, wird bald bemerken, daß sein Wärmebedürfnis sich stets steigert, und werden ihm bald 17, ja 20 Grad nicht mehr genügen. Der Grund hiervon ist folgender: Bei andauernd starkem Heizen trocknen die Wände, sowie die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände aus. Je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft die Feuchtigkeit da auf, wo sie dieselbe fast nur noch allein findet, nämlich beim — Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und der Lunge wird gesteigert. Da nun die Verdunstung von Feuchtigkeit uns viele Wärme entzieht, so wird durch die gesteigerte Ofenwärme allmählich auch das Wärme-Bedürfnis gesteigert; der Ofen erscheint uns dann als der beste Freund, ist in Wirklichkeit aber unser ärgster Feind, denn in der erhöhten Zimmerwärme dünsten auch alle anderen Gegenstände mehr aus, und die Luft wird verschlechtert. In der warmen Luft atmen wir unser notwendigstes Lebensbedürfnis, den Sauerstoff, weniger ein, der Stoffwechsel wird dadurch langsamer und geringer: der Appetit mindert sich, es tritt mürrische Stimmung ein, der Schlaf wird kurz und unruhig, alle Verrichtungen des Körpers lassen zu wünschen übrig. Da haben wir das betrübende Bild der meisten Menschen im Winter. Nur diejenigen, welche ihrem Ofen niemals gestatten, die Luft über 15 Grad zu erwärmen, sind diesem Leiden nicht unterworfen.

— Die Idee, Bahnen mit einer einzigen auf Pfosten oder Bockgestellen gelagerten Fahrschiene anzuregen, ist keineswegs neu. Die erste einschienige Bahn wurde bereits im Jahre 1821 von Henry Robinson Palmer als Grubenbahn konstruiert. Lange Zeit jedoch wurde das einschienige System eigentlich als Spielerei betrachtet, bis in der jüngsten Zeit die zwischen den Stationen Listowel und Ballybunion in Irland ausgeführte Einschienenbahn von 15 km Länge für Personenbeförderung die Aufmerksamkeit aller Fachleute auf sich lenkte. Diese Bahn ist nach dem System Lartigue ausgeführt, dessen Besonderheiten in einer durch eiserne Fachwerkböcke unterstützten schweren Bandeisenschiene besteht, die leicht in beliebigen Krümmungen gebogen werden kann. Die Entfernung der Böcke beträgt in der Regel 1 Meter, an den Stößen dagegen, d. h. da wo zwei hintereinanderliegende Tragschienen aneinandergrenzen, nur ½ Meter. Die Länge der einzelnen Schienen ist 9½ Meter, ihr Gewicht ist 13½ Kilogramm pro laufenden Meter. Die Vorzüge des Lartigue-System lassen sich, wie das Patentbüreau von Richard Lüders in Görlitz schreibt, dahin zusammenfassen, daß es die Durchführung viel schärferer Kurven als das Zweischienensystem zuläßt, und daß es den Lichteinfall in den Straßen erheblich weniger beeinträchtigt. Daher dürfte dasselbe für städtische Hochbahnen eine bedeutende Zukunft zu erwarten haben, insbesondere da die Sicherheit des Betriebes eine ungemein hohe ist. Bereits sind auch für Paris eine große Anzahl derartiger Bahnen projektiert und der Munizipalrat der französischen Hauptstadt hat die Bauerlaubnis im Prinzip wenigstens schon erteilt.

Kapsel-Rätsel.

Wenn man zwei Buchstaben in jedem der nachstehenden Wörter streicht, so erhält man nach richtiger Anordnung derselben ein Citat eines bekannten Dichters.

Dein, Verse, Bestand, Kinder, Grund, flicht, Stände, Gemüt, Geld, Verba, keiner, etwas, Leder, Dieb, besieht, beten, übt, eigen, Falter, Rhein, Judas, Stein.

Auflösung.

Rebus:

Eisenbahnpersonentarif.

Gelöst von Rud. Becker und Marichen, Fritz und Heinrich hier.

Sonntagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 44. Samstag, den 2. November. 1889.

27)

Die Villa am Rhein.

Original-Novelle von **Mary Dobson.**

(Nachdruck verboten.)

„Das wollen wir ihm überlassen, Elisabeth und Deinerseits darf er wohl eines freundlichen Empfanges gewiß sein.“

„Es ist Dein Vater, Helbert, und er hat im Laufe der Zeit durch die Trennung von Dir schwer gelitten!“ sagte Elisabeth in mildem Tone.

„Nicht mehr als die jungen Herzen, deren Jugendglück und die schönste Hoffnung er mit harter Hand vernichtet hat,“ erwiderte fast heftig ihr Verlobter.

„Laß uns davon schweigen, Helbert, wozu diese Erinnerungen wachrufen, jetzt, wo uns der Himmel vereint, um glücklich zu sein.“

„Du hast recht, Geliebte,“ entgegnete er, während seine Gesichtszüge sich wieder erheiterten, und seine schöne Braut umfassend, begann er mit ihr die Zukunft zu besprechen, bis die Uhr ihm sagte, daß er seinen Besuch schon zu sehr ausgedehnt habe. Von den heitersten Zukunftsplänen erfüllt, schieden sie.

34.

Verabredetermaßen waren die beiden nächsten Tage in der Villa still verflossen und Elisabeth hatte nur die Glückwünsche der wenigen treuen Freunde wie auch der Frau Feldmann, die gleichfalls ins Vertrauen gezogen worden war, entgegengenommen. Die Kinder waren verstimmt, daß Herr Wendtorff nicht gekommen und sogar verreist sei, und hatten sich durch fortwährendes Erzählen von ihm entschädigt. Die Nachricht von seiner baldigen Rückkehr hatte sie mit großer Freude erfüllt, so daß sie darüber die Mitteilung, daß Hermine Stein Onkel Doktors Frau werden würde, gleichgültiger aufgenommen, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre. Dennoch hatte Hilda gefragt, wer nun bei ihrer Großmutter bleiben oder ob sie bei ihnen in der Villa wohnen würde, worüber ihre Mutter sie einstweilen zu beruhigen versuchte.

„Zwei Tage später war eine Depesche angelangt, nach welcher Elisabeth die Reisenden am Abend erwarten durfte, und Hilda und Rudolf hatten die Zimmer mit Blumen und Kränzen geschmückt. Nach reiflicher Ueberlegung hatte sie auch ihren übrigen Leuten ihre Verlobung mitgeteilt und sie mußte nun noch die Kinder auf dies Ereignis vorbereiten, das auch für ihr Leben, wenngleich sie es nicht ganz begriffen, so bedeutungsvoll war. Als nun am Nachmittag die Kinder ungeduldig fragten, wann denn eigentlich Herr Wendtorff kommen werde, antwortete sie ihnen, daß sie ihn täglich erwarte, und fügte hinzu:

„Kinder, ich habe Euch vorher noch etwas zu sagen, das Euch gewiß große Freude machen wird.“

„Was denn, Mama?“ fragten beide schnell und blickten sie mit den großen Kinderaugen erwartungsvoll an. —

„Herr Wendtorff, der Euch sehr lieb gewonnen hat, möchte gern Euer zweiter Papa werden.“

„Unser zweiter Papa?“ fragten beide bestürzt. „Will er uns von Dir fortnehmen, Mama?“

„Nein, Kinder, daran denkt er nicht,“ entgegnete lächelnd Elisabeth, „er wird vielmehr bei uns bleiben und bei uns wohnen und ich soll seine Frau werden.“

„O, das ist schön, Mama!“ riefen sichtlich erleichtert und erfreut die Kleinen. „Wann aber will er unser Papa werden und hier bleiben?“

„Sobald wie möglich, Kinder.“

Da ward am Gitterthor geschellt und die Kleinen liefen. Bald vernahm man ihren lauten Freudenruf und Helbert Wendtorffs lebhafte Stimme; Elisabeth hörte beide ausrufen:

„Mama hat uns gesagt, Du wolltest unser Papa werden, Herr Wendtorff.“

„Ja, das will ich, wollt Ihr aber auch meine Kinder sein?“ antwortete er und blickte ihnen voll Liebe in die Augen.

„O, gewiß, Herr Wendtorff,“ erwiderten sie schnell, „und Dich gewiß auch so lieb haben, wie unsern ersten Papa.“

„Meine lieben Kinder,“ entgegnete er mit thränenden Augen und drückte beide an seine Brust; dann ergriff er ihre Hände und überließ sich ihrer Führung. Gleich darauf stand er Elisabeth gegenüber und den hohen Ernst des Augenblickes empfindend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Elisabeth, Hilda und Rudolf wollen meine Kinder werden, sie haben es mir eben gesagt — —“

„Ich habe es gehört,“ antwortete sie gleichfalls gerührt, „und hoffe, daß sie immer Deine guten Kinder sein und Dir viel Freude bereiten werden.“

„Ja, Mama, das wollen wir gewiß“, riefen treuherzig beide und fragten zugleich ihre Mutter, ob sie Frau Feldmann, Karl und Friederike erzählen dürften, daß Herr Wendtorff ihr Papa werden wolle. Lächelnd erteilte sie ihnen diese Erlaubnis und nun eilten sie jubelnd davon.

Die beiden Verlobten blieben in stiller Unterhaltung beisammen, die sie bald in die Heimat zurückführte, wo sie die Seligkeit der ersten Liebe empfunden, das inhaltschwere Wort Entsagung kennen gelernt, und wo Elisabeth das harte Geschick des Scheidens von dem Geliebten durchgekämpft hatte. — —

Am Nachmittag fuhr ein Wagen vor, und die Kinder gingen an das Gitter und sahen bald einen älteren Herrn aussteigen, der freundlich zu ihnen sagte:

„Kinder, ist Eure Mama, Frau Eschenbach, zu Hause?“

„Ja,“ antworteten beide, den Herrn erstaunt anblickend. „Die Mama ist mit Herrn Wendtorff in der Veranda.“

„Herr Wendtorff ist also hier, und Ihr kennt ihn?“ fragte schnell der Fremde, die Kinder aufmerksam betrachtend.

„Gewiß,“ antwortete Hilda, und Rudolf fügte lebhaft hinzu: „Herr Wendtorff wird bald unser Papa werden.“

Des fremden Herrn Züge erheiterten sich auffallend und er fuhr fort:

„Also Herr Wendtorff wird Euer Papa? Das freut mich — freut mich sehr.“

„Das freut Dich? — Wer bist Du denn?“ fragte der kleine Rudolf, dem der fremde Mann gefiel.

„Wer ich bin? — Herrn Wendtorffs Vater, der ihn lange nicht gesehen hat und der ihn jetzt gerne sprechen möchte.“

„Soll ich ihm sagen, daß Sie gekommen sind?“ unterbrach ihn Hilda.

„Ja, mein liebes Kind.“

„Und ich bringe Dich zu Herrn Wendtorff,“ sagte Rudolf, seine Hand fassend, um ihn ins Haus zu führen, während Hilda durch den Garten der Veranda zueilte.

„Herr Wendtorff!“ rief die Kleine, „Dein Vater ist gekommen, ich soll es Dir sagen, denn Rudolf bringt ihn hierher.“

„Mein Vater?“ fragte Helbert überrascht, und dabei erhob er sich schnell, denn die Stimme der Natur, des Blutes, wallte mächtig in seinem Herzen auf. Da hörte er Rudolf im Gartenzimmer und stürzte dorthin. Elisabeth hörte gleich darauf den zwiefachen Ruf: „Vater! Helbert!“ und sah beide Männer Brust an Brust in enger Umarmung. Leise entfernte sie sich mit den Kindern.

„Helbert, Helbert, warum hast Du mir dieses angethan!“

„Verzeihung, Vater, vergib!“

„Ich habe nichts zu verzeihen, nun ich Dich wieder habe,“ und während er den stattlichen Sohn in väterlichem Stolz betrachtete, rollten immer neue Thränen über seine Wangen und in der unaussprechlichen Freude seines Herzens schloß er ihn noch einmal an seine Brust.

Helbert, gewaltsam seine Gefühle bekämpfend, betrachtete ebenfalls seinen Vater, der allerdings gealtert hatte, allein noch immer ein Bild kräftiger Männlichkeit war. Endlich sagte der Fabrikherr:

„Nun aber führe mich zu Frau Eschenbach, Deiner Braut, denn ihre Kinder haben es mir schon gesagt.“

„Ihre Kinder, Vater, und nicht mein Brief?“ fragte überrascht der Sohn.

„Einen Brief von Dir habe ich nicht bekommen und will Dir gleich alles aufklären. Erst aber muß ich Frau Eschenbach sehen und meine künftige Enkel umarmen.“

Sie näherten sich darauf der Veranda, wo Elisabeth, die alles gehört hatte, ihnen entgegentrat. Ihre Augen waren mit Thränen gefüllt und die Kinder blickten sie ängstlich an. Es bedurfte hier keiner Vorstellung, ihr die Hände reichend, sagte der Fabrikherr mit tief bewegter Stimme:

„Dank, Frau Eschenbach, Dank, denn Sie haben mir den Sohn wiedergegeben.“

„Herr Wendtorff —“ antwortete kaum vernehmbar Elisabeth.

„Frau Eschenbach,“ fuhr der Vater fort, „ich weiß aus dem Munde Ihrer Kinder, die mich wie glückverheißende Engel empfangen haben, was hier vorgegangen ist. Wollen Sie mich jetzt auch als Ihren Vater ansehen und darf ich Sie meine Tochter nennen?“

Elisabeth blickte zu dem Manne auf, der sie einst so schwer hatte leiden lassen, der aber auch ihretwillen so schwer gelitten, was seine gefurchten Züge nur zu deutlich zeigten, und erwiderte mit tiefer Rührung:

„Helberts Vater ist auch der meinige, Herr Wendtorff, und ich will hinfort Ihre Tochter sein.“

Fast überwältigt von seinen Gefühlen, ergriff der Fabrikherr die Hände seiner Kinder und sie an seine Brust schließend, sprach er Segenswünsche über sie aus, dann sich an Hilda und Rudolf wendend, die fast weinend in einiger Entfernung standen, umarmte und küßte er sie zärtlich und sagte:

„Kinder, von heute ab bin ich Euer Großpapa, werdet Ihr mich auch ein wenig lieb haben?“

Sie sagten dies schüchtern zu, flüchteten aber doch zu ihrer Mutter zurück, die ihnen liebevoll und ermunternd zuredete, während Helbert Wendtorff, aus dessen Zügen auch der letzte trübe Schatten gewichen war, lebhaft zu seinem Vater sagte:

„Aber nun erkläre uns Deine Anwesenheit, Vater, wenn Du meinen Brief nicht erhalten hast, der allerdings erst im Laufe dieses Morgens ankommen konnte.“

„Dann konnte er ja auch nicht in meine Hände gelangen,“ antwortete der Fabrikherr, „denn ich bin diesen Morgen schon mit dem ersten Zuge abgefahren. Unser Reisender hatte nämlich am Sonntag nachmittag im Rheinischen Hofe, wo er logierte, mehrere Briefe mit Deiner Adresse gesehen, auf diese Weise Deine Anwesenheit hier erfahren und es mir noch an demselben Abend geschrieben. Auf diesen Brief hin stand auch mein Entschluß fest, Dich aufzusuchen, alles daran zu setzen, um die alte Liebe und den alten Frieden unter uns her zu stellen und Dich wieder an die Heimat zu fesseln. Daß ich dabei möglicherweise auf eine mächtige Verbündete rechnete, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen,“ und dabei blickte er lächelnd Elisabeth an.

Diese errötete leicht und frohen und zufriedenen Herzens forderte sie dann die Männer auf, sich in die Veranda zu begeben, wo längst der Tisch gedeckt stand und der silberne Kessel noch immer siedete. Darauf hindeutend fügte sie hinzu:

„Ich aber will sogleich für eine weitere Stärkung sorgen, denn sonst möchten unsere Reisenden uns noch am Theetische finden.“

„Sie erwarten Ihre Mutter und das Brautpaar, dessen Verlobung ich bereits durch die Zeitung erfahren?“ fragte der Fabrikherr seine zukünftige Schwiegertochter.

„Ja, Herr Wendtorff, noch heute.“ war die Antwort.

„Herr Wendtorff?“ wiederholte dieser mit schnell veränderten Gesichtszügen. „Was heißt das? Wenn Sie mich hinfort so nennen wollen, so weisen Sie mir dadurch Ihnen gegenüber eine Stellung an, die ich leider annehmen muß und die mir nur zu deutlich sagt, daß Sie Vergangenes nicht vergeben und vergessen haben.“

Helbert Wendtorff blickte bestürzt auf seine Braut, die aber dem Fabrikherrn sofort die Hand reichte und mit bewegter Stimme sagte:

„Ich habe Vergangenes vergeben, Vater.“

„Habe Dank für dieses Wort, Elisabeth,“ erwiderte er, auch ihre Hand ergreifend.

„Vergangenes vergessen aber kann ich nicht, wie wir alle es nicht können, aber wir sehen darin das Walten der Vorsehung.“

„Das ist aber ein wahres Wort, Geliebte,“ rief ihr Verlobter, denn aus mir wäre vielleicht nicht der thatkräftige Mann geworden, der ich bin, wäre ich nicht in die weite Welt gegangen, um die Trennung von einem so holden jungen Wesen zu überwinden, das heute die meinige werden will.“

„Helbert!“ rief Elisabeth und blickte ihn voll inniger Liebe an, indes sein Vater mit thränenfeuchten Augen dastand.

„Ich spreche die Wahrheit, Teuerste,“ fuhr der junge Wendtorff fort, „denn als Beweis laß mich Dir sagen, daß schon seit einem Jahr eine Summe von 10 000 Pfd. St. in der Bank von London liegt und mein ebenfalls in London niedergelegter letzter Wille Dich schon damals als meine Erbin eingesetzt hat. Ich war dort, um dies alles zu ordnen.“

„Helbert!“ rief nochmals gerührt Elisabeth.

„Nach unserer Verbindung, die sobald wie möglich sein soll, bist Du wieder die reiche Frau, die Du als Gustav Eschenbachs Gattin gewesen, und hast nicht zu besorgen, Dein Vermögen zu verlieren, denn ich besitze noch Kapitalien genug, um für Dich und unsere Kinder weiter arbeiten zu können.“

Schluß folgt.

Die Kunst gesund zu bleiben.

Be. Der berühmte Münchner Mediziner Geheimrat von Nußbaum hat in der Münchner Stadt-Zeitung unter dem Titel „Gesund bleiben und gesund werden“ eine längere Betrachtung veröffentlicht, aus dem wir über das Gesundbleiben, woran ja

doch die meisten Menschen interessiert sind, einige Bemerkungen mitteilen wollen.

Zuerst ist eine gesunde Wohnung erforderlich, Nußbaum sagt darüber u. a. folgendes: „Der äußere Glanz einer Wohnung, wonach der Hausherr gewöhnlich den Mietzins berechnet, bietet für die Gesundheit nur sehr geringe Garantien. Ob das Stiegenhaus elegant und ein hübscher Salon vorhanden ist, hat für das Gesundbleiben wenig Wert. Hingegen ist es recht wertvoll, daß das Haus etwas Sonne hat, denn es ist ein wahres Sprüchwort, welches sagt: „Wo die Sonne nicht ist, dort sind die Aerzte.“ Ferner ist der Grund, auf welchem das Haus steht, von größter Wichtigkeit; denn die Luft, welche aus dem Boden kommt, durchzieht das ganze Haus und geht zum Dache hinaus.

Er kommt dann auf Abfuhrwesen und Kanalisation zu sprechen und sagt: „Je rascher das Schmutzwasser aus einer Stadt hinausgeschwemmt wird, je stärker das Gefäll der unterirdischen Kanäle ist, desto reiner und gesünder werden Boden und Luft einer Stadt sein. Keine Steuer soll man lieber bezahlen, als die hierfür benützten Gemeindeumlagen. Gäbe es ein großes Kaufhaus, wo man Gesundheit und Lebenszeit kaufen könnte, da würden sich Tausende hindrängen und ihre Ersparnisse bringen. Die Bewohner einer Stadt kaufen sich aber thatsächlich Gesundheit und Leben, wenn sie das Geld zum Bau guter Schwemmkanäle liefern.“

Natürlich wird das Baden warm empfohlen, aber nicht jedermann kann täglich baden, um seine Haut ganz rein zu erhalten. „Ein neugewaschenes leinenes Hemd macht fast dieselbe günstige Wirkung, wie ein Bad. Leinwand arbeitet am schnellsten. Nur diejenigen, welche zu Erkältungen neigen, mögen Baumwolle mit Leinwand mischen, was weniger rasch abkühlt. Die Wolle hingegen paßt nur für die Oberkleider, nicht für Hemden. Man kann Wolle nie so vollkommen reinigen, wie Leinwand.“

„Ueber die Bewegung lehrt Nußbaum folgendes: „Jeder Mensch soll täglich so viel Bewegung machen, daß er in Transpiration kommt. Ganz besonders gesund ist die Bewegung in frischer Luft; Bergsteigen, im Garten arbeiten, Velozipedfahren gehört zu den wirksamsten Heilmitteln gegen Neurasthenie, gegen die moderne Ueberreizung der Hirn- und Rückenmarks-Nerven, welche in unserer überhetzten Zeit alle Stände, Geschlechter und Alter befällt.“

Das Vermeiden von Ansteckungen empfiehlt Nußbaum mit dem energischen Satze: „Wer Verstand hat, wird wenige und kurze Krankenbesuche machen.“

Zu den Bedingungen der Gesundheit gehört vor allen Dingen ein kummerfreies, heiteres Gemüt. Hierüber finden sich in dem Aufsatze folgende treffliche Sätze: „Der Mensch hat viel in seiner eignen Hand, wie man ihm entgegenkommt. Wer seinen Mitmenschen hart und stolz entgegenkommt, wird von denselben auch nicht liebevoll behandelt werden. Wer gegen seine Untergebenen wohlwollend und freigebig ist, wird von denselben geliebt und liebevoll bedient werden. Wer für das Schicksal derselben gleichgültig ist, verbittert sich selbst sein Leben mehr als er ahnt. Ein heiteres Gemüt trägt aber sehr zum Gesundbleiben bei. Sind wir gesund und heiter, brauchen wir uns sogar, wenn eine Epidemie kommt, selbst wenn Typhus und Cholera kommen, nicht zu fürchten. Man weiß es jetzt bestimmt, daß der Cholerapilz nur für jene gefährlich ist, welche keinen gesunden Magen haben. Der Cholerapilz bringt nämlich nur Gefahren, wenn er in den Darm gerät. Von einem gesunden Magen wird der Pilz verdaut und kommt daher nicht in den Darm. Eine große Zahl von Krankheiten werden von solchen Mikroorganismen, von solchen Pilzen erzeugt, und bei allen solchen Krankheiten sehen wir, daß das gesunde Blut, die gesunde Verdauung, mit einem Worte, die Gesundheit ein Schutzmittel gegen dieselben ist.“

Verschiedenes.

— Graf Moltke als Arrestant. Es war an einem schönen Junitage des Jahres 1868 als General Moltke im leichten, schwarzen Civil- und Sommeranzuge und somit wenigen kenntlich von Berlin nach Potsdam gefahren war. Zu Fuß spazierte er, wie ein alter Einwohner Potsdams erzählt, zur Stadt hinein. Seine Cigarre rauchend, ohne auf die ominöse Tafel mit dem Rauchverbot zu achten, betritt er in Gedanken vertieft durch das Brückenportal den als Exerzierplatz dienenden Teil des Lustgartens, der vollständig menschenleer zur Stunde vor ihm liegt. Da ruft ihm der Posten auf der hohen Rampe am Schloß zu: Das Rauchen sei hier verboten! Moltke, sich über das Verbot erhaben wissend, geht still seines Weges außen an der Rampe vorbei. Aber wer der Scylla entgeht, fällt der Charybdis anheim! Um die Schloßecke getreten, stellt ihn der Wachtposten von der grünen Fahnentreppe zur Rede, da dieser aufmerksam gemacht war durch den Anruf des Kameraden, und als der General sich auch hier nicht bequemen will, dem Genusse des Rauchens zu entsagen, stellt ihn der Gardehüne ohne langes Parlamentieren ins Schilderhaus, mit der Aussicht, dort bis zur nächsten Ablösung zu stehen; denn der Posten, der noch im ersten Jahre dient, kennt den General nicht so genau, daß er dem Gefangenen glaubt, daß er der General Moltke sei, trotzdem dieser es versichert. Und Moltke hatte leider keine andere Legitimation bei sich als sein Gesicht, dem der junge Soldat nicht traut ohne die dazu gehörende Militärkleidung. Er bleibt konsequent dabei, jeder Raucher könne sagen er sei General. Nach einiger Zeit kommt ein Herr des Weges. Diesen bittet Moltke unter Nennung seines Namens, das Ereignis gefälligst dem wachthabenden Offizier zu melden, der dann schleunigst den General frei machen läßt, nicht ohne daß dieser die sqecies facti auf der Wache im Schloßhofe nach eigener Angabe niederzuschreiben befiehlt. Dann begab sich Moltke zur Kommandeur und berichtet dort seinen tragischkomischen Empfang im Lustgarten als Civilist. Eine halbe Stunde später waren die Rauchverbote an den drei Portalen des Platzes zur Freude aller Raucher verschwunden. Moltke hatte an jenem Tage wieder ein Stück Zopfzeit begraben, indem er dem Kommandanten wohl bewiesen hatte, daß die Kiesschüttung des Exerzierplatzes ebenso wenig feuergefährlich sei, als das Straßenpflaster schon seit 1848.

— Zwei Anekdoten über die Herzensgüte des Kaisers Alexander II. werden im letztne Hefte der „Russischen Altertümer“ erzählt. Am Schlußtage eines großen Manövers bemerkte Kaiser Alexander II., wie der Kommandeur einer reitenden Batterie irgend einen Fehler machte. Zornig rief er den Chef des Stabes des betreffenden Armeekorps, Generalmajor M. M. Dubelt, zu sich heran und befahl ihm mit vor Zorn bebender Stimme, an die Batterie heranzureiten und ihrem Kommandeur im Namen des Kaisers zu sagen, daß er ein Esel sei. Dubelt gab seinem Pferde die Sporen und flog davon. „Dubelt! Dubelt! Zurück, hierher!“ rief der Kaiser ihm nach. Dubelt kam zurück. „Hast Du verstanden,“ rief Alexander II. noch ganz außer sich, „Du sagst ihm unter allen Umständen genau folgende Worte: „Der Kaiser hat gesagt, daß Du ein Esel bist!“ Dubelt ritt nach der Batterie, erteilte seinem Untergebenen eine derbe Nase und fügte hinzu, daß Se. Majestät sehr zornig zu werden geruht hätte. Im übrigen lief das Manöver zur vollen Zufriedenheit des Kaisers ab. Vortrefflich gelaunt, plauderte er gnädig mit seiner Umgebung, und nur ein genauer Beobachter konnte bemerken, daß doch noch etwas auf dem Gewissen des Kaisers lastete. Er sah sich öfters um und ein Schatten huschte hin und wieder über seine heitere Stirn. Endlich konnte er es nicht länger ertragen und sagte, rief er dem Stabschef zu, „reite näher zu mir . . . Noch näher! . . . So! . . . Hast Du dem Kommandeur der Batterie gesagt, wie ich Dir befohlen?“ „Majestät verzeihen, nein!“ „Ich danke Dir, mein lieber Dubelt,“ rief der Kaiser hocherfreut. — Ein anderer Vorfall ist in Ems passiert, wo Kaiser Alexander II. ein alljährlicher, wohlgekannter Kurgast war. Es war eines Vormittags, der Regen goß in Strömen hernieder und Kaiser Alexander II. mußte nach dem zweiten Glase sich in der bedeckten Gallerie ergehen, wo ein elegant gekleideter junger Mann ihm mit einer Cigarette im Munde entgegenkam. Beim Anblick des Kaisers schleuderte ersterer die Cigarette im weiten Bogen fort, riß den Hut vom Kopf herunter und machte eine tiefe Verbeugung. Höflich dankte Alexander II. wieder, um nach einiger Zeit den Chef der dritten Abteilung seines Geheimkabinetts-Herrn Alexander Franzowitsch Schulze, an sich heranzurufen und sich bei ihm nach dem höflichen Fremden zu erkundigen. „Es ist der Student der Warschauer Universität, der Nihilist Nawakowitsch,“ gab Schulze Auskunft. „Im Jahre 1863 nach Sibirien verschickt, floh er und entkam ins Ausland, von wo er an Ew. Majestät ohne jeden Erfolg bereits drei Gnadengesuche eingereicht